

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 180.

Montag, 13. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(1. Fortsetzung.)

Als der Sport in Deutschland heimisch wurde, blieben sie dem Wagenpferde treu und züchteten Traber, aber sie selbst schickten nie ein Pferd auf die Bahn. Sie waren stockkonservativ, just so wie Edith Marwin. Joachim genannt hatte, stockkonservativ nicht nur in ihren politischen, religiösen und sozialen Anschauungen, sondern auch in bezug auf alles, was mit ihrer Tradition zusammenhing. Sie zogen Pferde, so schöne und gute Pferde wie nur möglich, und verkauften sie ebensogut wie nur möglich. Aber es war ihrer Überzeugung nach für sie unzulässig, sich am Sporte selbst zu beteiligen, vielleicht gar zu wetten und auf die vielfachen krummen Wege getrieben zu werden, die um die Rennbahn herumlaufen. Sie taten, was sie konnten, um ihre Zucht zu erhöhen, importierten russische, französische und amerikanische Hengste und freuten sich, wenn eines ihrer Pferde siegte, doch sonst blieben sie ihrem Grundsatz treu und der Rennbahn fern — — —

Der gegenwärtige Herr des Schlosses und des Gestütes trank nachdenklich seinen Kaffee. Sonst war jedes Mahl eine überaus lustige Angelegenheit, bei der Vater und Tochter sich zum Entsetzen der Gouvernante in den übermühten Späßen ergingen. Doch heute hatte Reiffenberg für alle Anzuspungen und Einladungen Diefels nur matte oder gar keine Antworten. Seine Gedanken waren bei dem gestrigen Rennen. Beim Derby! Unaufhörlich mußte er daran denken, daß der Sieger ein Pferd war, das er gezogen hatte! Nun, man wird sehen, das nächste Derby.

Diesel unterbrach sein Sinnen, indem sie sich ohne weitere Ankündigung auf seinen Schoß schwang und ihre Arme um seinen Hals legte.

„Du bist heute gar nicht lieb, Papa“, schmolte sie, unnachsichtig und rücksichtslos von den Vorrechten eines verzogenen Kindes Gebrauch machend. „Ich habe dir schon dreimal erzählen wollen, daß Mucki heute nach Mama geworden ist, und du willst mir nicht zuhören.“

Mucki war ein Prachtexemplar von Schnauzerhündin und das ausschließliche Eigentum Diefels; leicht begreiflich daher, daß die junge Dame aufs äußerste über die Gleichgültigkeit empört war, mit der ihr Herr Papa dieses wichtigste aller Tagesereignisse aufnahm.

„Du hast sie noch nicht einmal angesehen!“ drangsalierte sie ihn weiter. „Sechs Junge hat sie, so süß, so goldig — das kannst du dir gar nicht vorstellen, Papa. Komm, wir wollen sie gleich einmal ansehen.“

Reiffenberg lächelte und ließ sich von seiner kleinen Tyrannin fortziehen. Im Schlafzimmer Diefels lag in einem üppig ausgepolsterten, großen Wäschkorb die junge Mutter und wedelte freundlichstes Willkommen, als sie ihre Herrin und ihren Vater erblickte. Sechs kleine, kugelrunde Wollballen hingen an ihrer Brust, sorglich und liebevoll schloß sie einen nach dem anderen ab, um zu beweisen, wie selig sie in ihrem Mutterglücke war.

Diesel blühte sich und packte beide Arme voll mit diesen runden Wollpolstern. Mucki setzte sich auf und schaute sie mit ihren großen braunen Hundeaugen unverwandt an. Niemand anderes hätte es wagen dürfen, ihr ihre Kinder wegzunehmen — — —

„Nun, Papa, sind sie nicht süß?“ jubelte das Mäd-

(Nachdruck verboten.)

chen. Reiffenberg nahm eines der Jungen in die Hand, beschaute es prüfend und streichelte es mit zärtlicher Hand.

„Werden lauter hübsche Kerle“, sagte er. „Ein Männchen können wir behalten.“

„Eins?“ Fräulein Diesel äugte ihren Papa zornig an. „Wir behalten doch natürlich alle, nicht wahr? Du wirst doch auch keines hergeben wollen, Papa? Schau nur, wie hübsch sie sind, und paß auf, wie hübsch sie sein werden, wenn sie erst groß sind!“

„Wir werden sehen, Diesel“, erwiderte der bereits im voraus besiegte Papa und legte die Kleinen zur Mutter zurück, die sie eifrig abschleckte und überhäufte. Dann warf sie sich zurück, streckte die Beine weit aus und überließ sich ihren Pflichten.

„Papa, du bist heute ekelhaft. Erst willst du überhaupt nichts von Mucki und ihren Kindern hören, dann willst du sie ihr noch wegnehmen. Ich weiß gar nicht, was mit dir los ist.“

„Nichts ist mit mir los, Diesel. Es gehen mir nur verschiedene Gedanken durch den Kopf. Aber damit du mir nicht mehr böse bist, soll meinetwegen Mucki ihre Jungen behalten.“

In größter Eintracht kehrten sie auf die Terrasse zurück, wo Frau Norton, die Gouvernante, Diesel in Empfang nahm und mit ihr in die Schulstube abzog.

Reiffenberg genehmigte sich noch eine Tasse Kaffee, trank seinen Korn, der den alltäglichen Schlafpunkt seines Frühstücks bildete, zündete sich eine Pfeife an und schlenderte in die Ställe hinüber.

Das Gestüt war durch ein hohes Eisengitter vom Schloß und seinem Park getrennt. Seine Ställe, Schuppen und Scheunen breiteten sich auf dem Pfiesengelande aus, das seinen Ursprung dem ersten Terron von Rote Erde verdankte und sich fischgerade bis an den in der Ferne aufsteigenden Wald hinzog.

Als Reiffenberg durch das Gittertor in den rings von den Ställen umschlossenen Gestüthof trat, stürzte aus allen möglichen Türen eine wildheulende Meute auf ihn los. Terriers, Airedales, Wolfshunde und Dackel, acht bis zehn Mann hoch, veranstalteten einen fanatischen Wettlauf, wer als der erste ihm ins Gesicht springen könnte. Im Nu war er von einer wedelnden winfelnden und quirlenden Masse umgeben, die ihn frenetisch an allen Stellen, deren sie habhaft werden konnte, abschleckte. Zum Schluß entstand zwischen einem Terrier und einem langhaarigen Dackel eine wütende Beißerei, die Reiffenberg dadurch schlichtete, daß er jeden der beiden erbitterten Nebenbuhler auf den Arm nahm. Er liebte die Hunde alle, und sein Töchterchen wußte ganz genau, daß ihr Vater nie eins der Kinder Muckis weggeben würde. Er konnte sich von keinem der Tiere trennen. Nur Gott allein wußte, wie schwer es ihm war, die Pferde zu verkaufen, die auf seinem Gestüt geboren und herangewachsen waren. Wie Kinder waren sie ihm alle.

Kläffend, übereinander stolpernd und sich gegenseitig ansetzend, folgte ihm der ganze Troß der Hunde, als er jetzt zum Zweijährigenstall schritt. Hier waren die jungen Tiere untergebracht, die eben anfangen, den Ernst ihres Daseins kennenzulernen.

„Wo ist Herr Ludwig?“ fragte er einen der Stallburschen, die damit beschäftigt waren, die Boxen zu reinigen.

„Er ist mit Isabel auf der Bahn draußen, Herr Baron“, lautete der Bescheid. „Er muß bald zurückkommen.“

„Ich werde hinausgehen“, sagte Reiffenberg. Aber in derselben Minute bog Ludwig in den Hof ein. Im Schritt fuhr er zum Stall hin, stieg ab und begrüßte seinen Herrn mit einem halb komischen, halb ernsten Kopfschütteln.

„Aus der Isabel wird nie was werden, Herr Baron“, brummte er. „Das Vieh ist zu nervös. Jetzt plage ich mich schon über ein halbes Jahr mit ihr und kann noch immer nichts mit ihr anfangen. Sie wissen es ja selbst.“

Isabel war ein auffallend schönes Tier. Den Namen hatte sie von ihrer Färbung, die bei Traberpferden äußerst selten ist. Wie gesponnene Seide ihr Haar, hellgelb Schweif und Mähne; grazios und stolz hielt sie das Köpfchen, doch das unaufhörliche Spiel der Ohren verriet ihr unverlässliches Temperament.

„Die wird nie ihr Futter verdienen“, fuhr der Trainer fort. „Sie sollten sehen, Herr Baron, daß wir sie so schnell wie möglich los werden. Vielleicht findet sich ein Esel, der sie uns abkauft.“

Reiffenberg wußte, daß der Mann recht hatte. Isabel, so schön und blendend sie sich dem Auge präsentierte, war eine Niete. Der Spritzer Ludmilla blut, den sie in sich hatte, verdarb sie. Ludmilla war eine österreichische Traberkönigin gewesen, die aber erst vierjährig zur Weltung gekommen war. Bis dahin hatte sie sich beinahe in jedem Rennen vergaloppiert, und in Isabel trat diese unglückselige Erbschaft doppelt stark hervor. Es war regelmäßig ein Kampf, wenn es galt, sie in den Sulk zu spannen. Und Reiffenberg erinnerte sich noch des Höllenspektakels, den die Stute vollführte, als man ihr zum erstenmal den Sattel anlegte. Auf der Bahn war sie nur in Trab zu halten, wenn kein anderes Pferd in der Nähe war. Sie konnte gehen, sogar gut gehen. — Reiffenberg selbst hatte sie einmal in 1,27,8 gefahren, aber der Versuch, sie gegen andere Pferde rennen zu lassen, scheiterte jedesmal kläglich.

Doch Reiffenberg liebte sie; gerade wegen ihrer Schwäche hatte er sie ins Herz geschlossen. War ja ein Tier, das nichts für seine Veranlagung konnte, und Gott weiß, wie es behandelt wurde, wenn es in unrechte Hände geriet! Nein — Isabel kam ihm nicht aus dem Stall.

„Wir wollen es noch nicht aufgeben, Ludwig“, sagte er zu dem Trainer, der sich eben anschickte, ein anderes Pferd zur Arbeit in den Sulk zu spannen. „Wen haben Sie da? Blaubart? Lassen Sie ihn mit einem der Burschen fahren. Ich möchte mit Ihnen etwas besprechen. Die Pferde sind ja schon alle draußen?“

„Alle, Herr Baron!“

„Nun, dann wollen wir hinausgehen“, sagte Reiffenberg und schlug den Weg zu den Koppeln ein.

Hinter den Ställen folgten die Scheunen, Wagen- und Geräteschuppen. Dann trat man auf die Wiesen hinaus, auf denen die Koppeln abgesteckt waren. Mehr als hundert Pferde waren in ihnen verteilt, Mutterstuten, Fohlen, Jährlinge und Zweijährige, alle zu fünf und sechs in ihrem Gehege. Drei, vier Mutterstuten, die noch ihre Fohlen bei sich hatten, waren für sich untergebracht. Und ganz vorn, gleich in der ersten Koppel, weidete Iduna, die blinde Matrone des Gestütes. Aber sechzehn Jahre war sie alt, auf beiden Augen stockblind und zur Zucht nicht mehr zu gebrauchen. Aber Reiffenberg hätte jeden seiner Leute auf der Stelle entlassen, der den Vorschlag gewagt hätte, Iduna töten zu lassen. Er blieb an der Koppel stehen und rief sie. Sie warf den Kopf in die Höhe und lauschte einige Minuten lang.

„Iduna, komm — komm!“ wiederholte er.

Da wieherte sie hell auf und kam im zackigen Trab zu ihm. Sie war blind, aber jeden Grashalm konnte sie in der Koppel, in die sie seit Jahren Tag für Tag geführt wurde. Dicht vor dem Zaune blieb sie stehen, streckte den Kopf darüber. Zwei graue, leblose Flecke waren ihre Augen. Reiffenberg reichte ihr ein Stück Zucker und streichelte sie auf der samtweichen Schnauze. Sie stieß und mahnte ihn, bis sie ihr zweites Stück hatte. Dann gab er ihr einen Klaps und wollte sie fortschicken. Sie blieb jedoch auf ihrem Platz stehen und streckte den Hals in die Richtung nach, in der er mit Ludwig weiterging. Lange stand sie so. — — —

„Hören Sie an, Ludwig“, begann Reiffenberg, „ich bin und bleibe fest entschlossen, auf der Rennbahn mein Glück zu probieren. Wissen Sie, wie ich gestern Rosmarin durchs Ziel spazieren sah, hat's mich im Herzen gewurmt!“

„Mich wurmt's schon lange“, knurrte der Trainer. „Wenn Sie mir ein offenes Wort verzeihen wollen, Herr Baron, möchte ich Ihnen sagen, daß Tradition etwas sehr Schönes ist; aber in unserer Zeit kann man davon nicht leben. Wir haben hier hundertdreißigzwanzig Pferde. Seit drei Monaten haben wir nicht ein Stück verkauft. Hat ja kein Mensch Geld. Wie wollen wir sie ernähren? Sie verzeihen, daß ich offen spreche, Herr Baron, aber Sie wissen, wie ich es meine.“

„Natürlich weiß ich es, und ich weiß auch, daß Sie recht haben. Aber Ludwig, es ist halt doch eine verdammt schwere Sache, so einfach etwas durchzustreifen, was einem bis jetzt heilig war, nicht wahr? Jetzt muß ich es tun. — Wenn ich zum nächsten Quartal die Hypotheken bezahle, bin ich blank, so blank, wie man nur irgend sein kann. Vielleicht, daß irgendein Käufer kommt.“

„Wäre wirklich ein Wunder, Herr Baron. Aber das möchte ich gleich sagen: Wenn wir auf die Rennbahn gehen, dann behalten wir die besten Pferde für uns selber. Maikönig möchte ich nicht hergeben, unter keinen Umständen.“

„Ich denke nicht daran. Mit dem will ich das nächste Derby gewinnen. Aber eins, Ludwig, wer soll für uns fahren?“

Der alte Trainer zuckte mißmutig die Achseln.

„'ne kluge Frage, Herr Baron. Wer soll für uns fahren? Einem kleinen Pintscher möchte ich unseren Maikönig nicht in die Hand geben, und die großen — die sind alle besetzt. Und ich selber bin nicht viel wert im Rennen.“

Sie waren während des Gesprächs zu den Koppeln der Zweijährigen gekommen. Fröhlich sprangen die jungen Tiere in der milden Frühlingsluft umher. Als sie die beiden Männer erblickten, kamen sie an den Zaun und streckten begehrllich die Köpfe ihrem Herrn entgegen, denn sie wußten, daß er immer und für jeden ein Stückchen Zucker in der Tasche hatte. Maikönig war unter ihnen der größte und stärkste und schönste, schwarz wie alle Kinder Dave Kings, mit einem weißen Stern auf der Stirn; den Kopf ein bißchen groß, aber edel geformt. Mit bewundernden und liebevollen Blicken betrachteten ihn Reiffenberg und Ludwig.

„Wissen Sie, wie er Samstag gegangen ist?“ sagte der letztere. „27,4! Keinen Zucker, keinen Mader! Wie eine Maschine geht er. Der gewinnt das Derby am Start!“

Reiffenberg nickte, über das ganze Gesicht Stolz und Freude strahlend. Er rief den Hengst, der schnaubend und mit übermütigen Sprüngen heranspritzte, seinen Zucker in Empfang nahm und gnädigst geruhte, sich streicheln zu lassen.

„Herr Baron — Herr Baron! — —“ Weiter, der Futtermeister kam auf seinem Rade in höchster Geschwindigkeit angestrampt und schrie schon von weitem: „Sie werden am Telephon gewünscht, Herr Baron — aus Berlin.“

(Fortsetzung folgt.)

Praktisches Reisen.

Allerlei kleine praktische Reisetipps.

Obwohl es etwas köstliches ist ins Blaue und Grüne hineinzuwandern oder zu wandern, wie Eichendorffs Lagenichts, die Sach auf nichts gestellt, so ist es doch für die Allgemeinheit entschieden ratsamer, eine Reise vorher sorgsam vorzubereiten. Es sind oft nur Kleinigkeiten, die den Genuß einer Reise oft beträchtlich schmälern können. Wer kein Glücksfund ist, oder ein großer Lebenskünstler, dem sorglos alles Glück in den Schoß fällt, und der auch dem Verdruss immer noch eine schöne Seite abzugewinnen weiß, tut gut dran, sich vorher seinen genauen Reiseplan aufzustellen.

Mit den Reisevorbereitungen fange man rechtzeitig an. Dazu gehören Aufstellung eines Reiseplans, rechtzeitige Anmeldung in der Sommerfrische, evtl. zu einem Ferienfondstage, oder zu einer Gesellschaftsreise. Vor einer Reise sind immer noch einige Neuanschaffungen zu machen, die man nie auf die letzte Minute verschieben soll.

Vom Packen des Koffers. . . Erster Grundsatz: Reise mit möglichst wenig Gepäck und laß überflüssiges zu Hause. In der Erholung ist sehr viel überflüssig; die Reiseerfahrung lehrt, daß man mit sehr wenig auskommen kann. An Hand einer vorher aufgestellten Liste beginnt man mit dem Packen, wobei man die Reiseutensilien und Kleidungsstücke zunächst einmal heranschafft. Zu unterst legt man schwere Kleidungsstücke, Mäntel, Schuhe, Sachen die gedrückt werden können. Schuhe lassen sich mit kleineren Gegenständen sehr gut ausstopfen, um Raum zu sparen, so mit Strümpfen, Gläschen, Bürsten usw. Der Koffer soll weder zu groß, noch zu klein sein. Am besten man hat verschiedene Koffergrößen im Haus. Jede Koffergröße ist zunächst mit kleineren Gegenständen auszufüllen, um ein Durcheinanderschütteln zu vermeiden. Ist das Reisegepäck größer, so gibt man es am zweckmäßigsten vorher als Passagiergut auf, um sich nicht unterwegs damit zu belasten.

Wer haftet für das Reisegepäck? Hat man einem Gepäckträger sein Gepäck übergeben und gerät es in Verlust, so haftet die Reichsbahn für den Verlust. Für ein der Bahn am Handgepäckhalter anvertrautes Gepäckstück werden im Höchstfalle 100 Mark ersetzt. Die Reichsbahn haftet für jeden Diebstahl des einer Aufbewahrungsstelle übergebenen Gepäckes. Für ein der Bahn zur Beförderung aufgegebenes Gepäckstück, das nach 8 Tagen nicht am Bestimmungsort eingetroffen ist, ist innerhalb 14 Tagen Ersatzanspruch anzumelden, da nach Ablauf dieser Frist jeglicher Anspruch erlischt. Bei rechtzeitiger Ersatzanmeldung wird voller Ersatz geleistet, sofern der Besitzer den tatsächlich verlorenen Inhalt nachweisen kann. Enthält ein Koffer Wertgegenstände, so ist bei der Aufgabe der Beamte darauf aufmerksam zu machen, bei Verlust werden im Höchstfalle 300 Mark ersetzt. Man wird jedoch am besten sein Gepäck zu versichern.

Man sollte nie vergessen, eine kleine Reiseapotheke mit auf Reisen zu nehmen. Kranke, werden ihre dabei angeordneten Medikamenten nicht vergessen. Zu einer kleinen Reiseapotheke gehören etwas Verbandsmull, Watte, Pflaster, Salmiak gegen Insektenstiche, Baldriantropfen gegen Kolik, doppeltlaures Natron gegen Sodbrennen, einige Pyramidontabletten gegen Kopfschmerz, Fuchspfuder oder Salbe gegen Wundlaufen der Füße. Auch die Mitnahme des Fieberthermometers ist ratsam. All das nimmt wenig Platz weg, leistet aber im Bedarfsfalle wertvollste Hilfe.

Bei der Ernährung auf Reisen wird sehr viel gesündigt. Um unliebsamen Störungen vorzubeugen, mache man es sich zum Grundsatz, die zu Hause beobachtete Mäßigkeit auch unterwegs beizubehalten. Zum Reiseproviant wähle man möglichst viel erfrischendes Obst; auch Tomaten sind gut für den Durst. Für die Bahnfahrt soll man scharfgesalzene Speisen wegen des Durstes vermeiden. Heiße Flüssigkeiten pflegen den Durst eher zu löschen als kalte. Andererseits soll man an den Mahlzeiten unterwegs nicht sparen, um etwa unvorhergesehene Reiseausgaben dadurch wettzumachen.

Die Kleidung. . . Man lege weniger Wert auf Eleganz als auf das Praktische. Wenn man bei schönem Wetter dabei abreist, soll man nicht glauben, daß nun in der Sommerfrische ewig Sonnenschein und Blaubimmel sein müsse. Darum rüste dich auch für den Regen und vergiß Schirm und den für das Gebirge praktischen Regenmantel nicht. Bei der heutigen Eleganz der Regenkleidung wird aber wahrscheinlich keine Frau ihren Regenmantel dabei lassen. Schuhe müssen unbedingt vorher eingetretet sein.

Reibesübungen in der Sommerfrische sind sehr zu empfehlen. Vor allem, wenn Schreibtischhoder dabei im Alltag keine Zeit dafür finden, so lasse man es wenigstens am Erholungsort nicht an Bewegung fehlen, am Wandern, Bergsteigen, Baden, Schwimmen, leichten Freiübungen,

Atemübungen. Dann wird der Urlaub zur rechten Erholung werden.

Was bei der Abreise nicht vergessen werden darf, dafür hat ein Praktikus folgende beherzigenswerte Ratschläge gegeben: Gasuhr und elektrischen Hauptschalter abstellen, Wasserhähne fest schließen, Fenster schließen, Wohnungsschlüssel einer Vertrauensperson übergeben, alle verderblichen Speisen entfernen, Reiseadresse hinterlassen, Post und Zeitung umbestellen, Telefon sperren lassen, Blumen, Vögel und Goldfische in Pension geben. Ferner die Sorgen dabei lassen, jedoch das Geld nicht vergessen.

Wer all diese kleinen Winke sorgsam beachtet, kann beruhigt abreisen.

Wichtigste Reiseliteratur sind Kursbuch und Reiseführer. Und nun: Glückliche Reise!

Malai.

Humoreske von Leo am Brühl.

Wir waren nach einem harten Tage auf die Schlafmatten getrocknet, als der Trompeter das Zeichen „Lichterlöschen“ für Station und Dorf blies. Die drei schwarzen Beißgeißeln lagen im Ordinationsraum bei ihren Mikrostopen, die von den Bangala wegen der lustigen Gläser allzu sehr begehrt wurden. In der sogenannten Apotheke schlief ich in dieser Nacht allein; der Chef war nachmittags plötzlich losgerattert, um einen Baumwollfarmer zu verarzten, den eine grüne Baumschlange in die Hand gebissen hatte.

Um Mitternacht weckte mich der Wächter aus sicherer Entfernung mit einer langen Stange, weil ich ihm als mürrisch bei solchem Anlaß bekannt war. Die Stange konnte mich aber nicht hindern, barbarisch zu fluchen. Wie ich damit zu Ende war, flüsterte der Bode, ein grober Mann sei mit dem Auto angekommen und wünsche mich zu sprechen.

Ein schlanker junger Mann in vollem Tropenanzug, geradezu einem Tripolis-Film entlaufen, stellte sich gleich darauf als Dr. Carrel vor, Militärarzt mit Kongokommando, sechs Monate Ausbildung in der staatlichen Schule für Tropenmedizin in Brüssel, zwei Monate Dienst bei der Küstenstation Matadi, seit fünf Tagen mit zwei neuen Mikrostopen und einer Riste amerikanischer Troparfidis unterwegs, dessen Einigung als Mittel gegen die Schlafkrankheit geprüft werden sollte. Seit dreißig Stunden war der gute Junge in einem altersschwachen Kleinauto herumgerodelt, bis er uns jetzt um Mitternacht wie durch ein Wunder gefunden hatte.

Ich hörte seinen Odyseebericht nicht in hundertprozentigem Wachzustand, bat ihn aber, als er verstummte und wohl alles gesagt hatte, was ihm das Herz abdrückte, er möge sich vorläufig auf das landesübliche Prunkbett des abwesenden Chefs hinpäsen und einen Schlaf tun, denn ich hätte am vergangenen Tage über vierhundert Nigger mit Moxyl geimpft, außerdem drei Beine amputiert und sonstige unappetitliche Sachen gemacht, sodaß ich hundemüde sei und keine geistvollen Nachgespräche mehr führen könne.

Herr Carrel wachte eine Sekunde grüßend die Hand an den Rand des vorbildlichen Tropenbette, der zur Nachtzeit gegen Mondsicht bewahren mochte, und fragte mich in vorkommender Weise, ob ich etwa dienstliche Befehle für ihn habe. Nun sind so dicht am Äquator dienstliche Befehle eigentlich recht niedrig im Kurs, aber wie er mir das hier so hübsch vorlaute, nahm ich es dankbar an und gähnte ihm wohlwollend hin, er möge doch den Nachtdienst übernehmen. Unser Nachtdienst trat übrigens nur auf Anruf in Tätigkeit, wenn im Umkreis von zwanzig Kilometern eine Standesperson im Sterben zu liegen vorgab; das kam so selten vor wie ein ausgewaschener Kongoneger.

Herr Carrel tippte noch einmal mit dem Zeigefinger an den Rosthut, trat ab und verschwand ins Freie. Ich wollte mich noch erkundigen, welche Wichtigkeiten ihn hinaus trieben, aber über dem guten väterlichen Vorsatz schlief ich ein.

Es herrschte noch Stodunkelheit in der Schlafapotheke, als ich zum zweiten Male wach wurde. Diesmal war nahe bei den Baracken der Medizin-Mission ein Höllengeschrei. Ein Neger heulte in langgezogenen Tönen wie ein in die Falle geklemmter Schabrackenschafal, und ein anderer mit einem Schimpansenbaß schien den Schreienden unausgesetzt zu immer lauterem Gebrüll anzuhallen, höchstwahrscheinlich unter Zuhilfenahme einer hierzu besonders geeignet und im Lande eingeführten Krokodilllederpeitsche. Ich nahm mir vor, am nächsten Tage den schwarzen Sergeanten, der hierorts den Oberbefehl über die zwölf Mann Kolonialarmee führte, gehörig abzureiben, und nidte denn auch über diesem Gedanken ein.

Wieder nur für kurze Zeit. Dann fuhr ich ernstlich erschreckt hoch, denn ich hatte eine erregte Stimme hören, die französisch herumhimpfte, und mußte nun erst ein wenig mehr wach werden, um dahinter zu kommen, daß es einfach der freundliche Dr. Carrel war, der, statt auf dem Ohr zu liegen, in der afrikanischen Nacht herumgeisternde und unzeitgemäßen Krach machte. Wahrscheinlich hatten sie ihm die Reifen vom Wagen gestohlen, um Armbänder daraus zu schneiden, oder ihm den gesamten Bestand an Eau de Cologne d'Oran ausgeführt, um diesen vorzüglichen neunzigprozentigen Schnaps zu trinken, ehe die Sonne über die Berge troch. Alles dies war nicht meine Sache. Ich hatte nur eine Pflicht, die, zu schlafen; denn am nächsten Tage waren weitere fünfhundert zu untersuchen und zu impfen, dabei viele Fälle von Malaria, von Ausatz, Geschwüren und Darmkrankheiten zu behandeln. Carrel mußte sich gewöhnen, selbst auf seinen Dabbeligkeiten zu sitzen, wenn er sie behalten wollte; in diesem Zoo gab es keine uniformierten Wärter.

Mit einem Grinsen dufelte ich wohl wieder in den Schlaf hinüber.

Jedoch, es sollte in dieser verwünschten Nacht keine Ruhe werden. Ich wurde zum dritten Male geweckt und erkannte schon wieder das Kasernenhoforgan des neuen Assistenten, dem jetzt gleich vor der Apotheke der Schimpansenbau antwortete, der mutmaßlich dem Sergeanten Tumwa zu eigen war. Hörte ich recht, dann predigte Tumwa fortwährend denselben beschwichtigenden Satz, während Dr. Carrel immer hitziger schrie und sich damit selbstverständlich lächerlich machte. Er schien den Unterschied zwischen Brüssel und dem Uloa noch nicht genügend begriffen zu haben.

Aber weshalb war denn nur die Brüllerei da draußen im Gange? Weshalb, beim bösen Geist Litundu, mußte denn meine Nachtruhe gestört werden? Weshalb verzog sich der Filmdoktor nicht in seine Kiste? Weshalb baute er den schwarzen Sergeanten an, der das Muster eines Stationskommandanten war? Weshalb? Weshalb? —

Da warf mich die Rut unter dem Mäddennetz heraus, daß die ganze Apotheke ins Schreppern geriet. Die Höfen hoch, den Gurt zu, den Lederrümpel in die Faust und ins Freie! „Tumwa!“

„Monganga! Hier! — Mondele mabe, ein böser Weiber!“

großte Tumwa.

„Rein“, stritt ich das ab, „es ist ein guter Doktor wie ich!“

„O, kein monganga! Schreit viel um nichts. Versteht nicht. Immer seltsame Streit mit Alasi. Alles gut doch, Monganga!“

Carrel legte die Finger wieder an das Hüftchen, stand stramm wie zu Hause: „Ich habe, wie befohlen, den Nachtdienst versehen und fand den Posten mit dem ungeladenen Gewehr in der Hand schlafend. Ich verlangte von dem diensthabenden Sergeanten, daß der Mann sofort abgelöst und zur Bestrafung gemeldet werden sollte, was hiermit geschieht. Aber Tumwa hat den Posten verprügelt und wieder auf dieselbe Wache gestellt. Eine Stunde später fand ich die Wache zum zweiten Male schlafend. Ich holte den Sergeanten und ließ ihn jetzt selbst Wache stehen. Aber bei der nächsten Ronda schlief auch Tumwa neben dem Feuer. Sie werden wohl dem Kriegsgericht ...“

Ich schnitt schleunigst mit einer knappen Geste den Fluß der Rede ab. „Du wirst bis zum Morgen weiter wachen, Tumwa!“ ordnete ich an, nahm meinen forschen Assistenten am Armel und zog ihn in die Stille der Apotheke.

„Ich halte es für gut, wenn Sie morgen früh die Station wieder verlassen“, erklärte ich ihm dort in aller Freundschaft, „denn Sie haben sich hier schon unmöglich gemacht. In Matadi wird man das begreifen und Sie einer anderen Mission zuteilen.“

„Aber, was hätte ich mir auszulden kommen lassen?“

„Sie sind hier Arzt, Herr Carrel, aber nicht General. Der Höchstkommmandierende am Platz ist Tumwa, und er versteht sein Handwerk großartig. Was Sie an der raschen Bestrafung sehen konnten. Meldung und Strafsachen gibt es nicht, auch kein Kriegsgericht.“

„Aber die Wachposten schliefen doch und vergingen sich gegen.“

„Vergangen sich gar nicht“, fiel ich ihm ins Wort. „Am Kongo ist die Wache — wie auch in Europa — meist nur dekorativ. Mit dem Unterschied, hier verhält man sich folgerichtig — der Posten schläft!“

„Dann ist es eben keine Wache“, beharrte der Militärarzt.

„Es ist eine formgerechte Wache nach Landesbrauch. Wache stehen heißt hier: „Alasi leniri“, und das bedeutet wörtlich „Schlafwache schlafen!“ Wollen Sie noch deutlichere Beweise? — Nun, gute Nacht, Dr. Carrel!“

Dr. Carrel blieb drei Tage mit Zustimmung des Chefs; dann mußten wir ihn doch nach Matadi zurück schicken, denn die Bangala sangen schon Spottlieder auf den „monganga Voula-Matari“, den Doktor General-Gouverneur.

Maschinen.

Eindrücke von einer Rußlandreise von Hans Siemsen.

Im Ernst-Rowohlt-Verlag, Berlin, erscheint jetzt unter dem Titel „Rußland ja und nein“ ein neues Buch von Hans Siemsen. Wir veröffentlichen den nachfolgenden, der Traktorenfabrik Shelmashstroy gewidmeten Abschnitt mit Genehmigung des Verlages.

Bis 1930 war die größte Fabrik in Moskau eine Tabakfabrik. „Rosa Luxemburg“ heißt sie und beschäftigte 4000 Arbeiter.

Seit 1930 ist „Shelmashstroy“ die größte Fabrik Moskaus. Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte produziert sie, vom einfachen Aderwagen bis zum komplizierten Traktorenflug.

Von den großen neuen Fabriken Rußlands ist Shelmashstroy die einzige, die ohne Hilfe ausländischer Ingenieure von A bis Z von den Russen selbst entworfen, gebaut und organisiert ist. Die meisten Maschinen allerdings stammen aus Amerika. Die letzten sind gerade angekommen. Und über sie klagt der Direktor der Fabrik uns sein Leid.

Es ist ein nicht mehr junger, sehr sympathischer Mann, Typ des soliden, gewissenhaften Arbeiters. Er war früher Schmied. Es wäre vielleicht richtiger zu sagen: er ist Schmied. Sein Direktorenposten hat ihn nicht verändert.

„Shelmashstroy“, sagt er, „ist noch nicht in vollem Betrieb. 1931 sollen wir für 60 Millionen Rubel landwirtschaftliche Maschinen herstellen. Aber wir sind noch nicht so weit. Die Amerikaner lassen uns im Stich. Wir haben die allerbesten und modernsten Maschinen bei ihnen bestellt. Die meisten sind auch schon montiert und in Betrieb. Aber es sind welche darunter, die wir garnicht kennen. Wir wissen nicht, wie sie montiert werden müssen und wie sie funktionieren. Als wir diese neuen Maschinen bestellten, da haben wir natürlich gedacht, daß die Amerikaner uns Monteur und Techniker mitschickten, die die Maschinen montieren und uns zeigen, wie es gemacht werden muß. Aber bisher haben sie uns keine Fachleute geschickt!“

Er sagt das so vorwurfsvoll, daß man glaubt, er würde hinzufügen: „Ist das nicht häßlich von den Amerikanern?“

Und wirklich wendet er sich an die Journalisten und fährt fort: „Ich freue mich, daß Amerikaner unter Ihnen sind. Bitte, schreiben Sie doch nach Hause, wie man uns im Stich gelassen hat! Hier stehen nun die schönen Maschinen und wir wissen sie nicht zu gebrauchen.“

Ich glaube fast, er wird Erfolg haben mit seiner treuherzigen Bitte. Die abgebrühten Journalisten waren ganz gerührt.

Nachher ist er noch weit mit uns gelaufen und hat uns in einem dünnen Wäldchen einen kleinen Kindergarten gezeigt, für die Kinder der Arbeiter in seiner Fabrik. Das kleine Holzhaus, ganz primitiv, war noch gar nicht in Betrieb. Aber er mußte es uns zeigen. Es war sein Stolz.

Shelmashstroy ist ein Riesenbetrieb. Der Eindruck ist ähnlich wie in Traktorstroy: in einigen Hallen wird flott gearbeitet, in anderen stehen einige oder viele, oder auch alle Maschinen still.

Und wir finden die Klage des alten Schmiedes bestätigt. Da stehen ganze Gruppen von Arbeitern um eine neue Maschine herum, die sie gerade ausgepackt haben. Sie befehlen sie von links und befehlen sie von rechts und studieren einen großen Plan mit vielen Grundrissen und Zeichnungen und Erklärungen (sozusagen die Gebrauchsanweisung) drehen hier an einem Rad und da an einer Schraube und schütteln sorgenvoll die Köpfe.

Ich muß aber wahrheitsgemäß berichten, daß wir solchen Szenen auf unserer Wanderung durch die enbloßen Hallen im ganzen nur zweimal begegnet sind.

In vielen Hallen wird flott gearbeitet, am flottesten dort, wo die Arbeiter es mit Maschinen zu tun haben, die ihnen vertraut und russisches Fabrikat sind. In der Halle zum Beispiel, in der die Aderwagen gebaut werden, (primitive, einfache, aber solide kleine Wagen, immer ein und derselbe Typ,) da funktioniert die Arbeit wie am Schnürchen.

Und das „Schnürchen“ ist sogar da: ein laufendes Band. Und — anders als das in Traktorstroy — es läuft wirklich, und zwar in einem recht anständigen Tempo. Die Arbeiter und Schmiede, die hier am laufenden Band die kleinen Wagen zusammensetzen, zusammenschmieden, haben nichts zu lachen. Sie haben kaum Zeit, einmal richtig Atem zu holen, so regelmäßig und unaufhaltsam trägt das Band ihnen ihre Arbeit zu und holt sie sogleich auch wieder weiter.

Draußen stehen sie in Reih und Glied, die kleinen Wagen, ein ganzes Heer, Holz und Eisenteile — alles hier hergestellt. 50 000 Aderwagen hat diese fleißige Abteilung Shelmashstroy in den ersten sechs Monaten seit der Betriebserröffnung produziert.